

Nr. 210. **Bromberg, den 12. September 1930.**

Der Hohlofenbauer.

Roman von Gustav Schröer.

(12. Fortsetzung.)

Betäubt schreitet er durch die Straßen. Wie das flutet, lacht, drängt. Alles wie sonst. Und drüben liegt ein toter Mann, der von Haus und Garten träumte! Wer fragt nach ihm? Morgen schwingt ein anderer an derselben Stelle den Hammer. Heimat, Dorfheimat! Ob ich heimkehre? Rudolf Korn geht wie ein Trunkener, stößt den und jenen an, läßt sie knurren und murren über die groben Bergleute, geht weiter.

Da, von weitem Räderrollen und Schreie. Er erwacht. Es ist die Zeit, da die Kinder aus der Nachmittagsschule kommen. Sie schlendern dahin, im Ranzen klappern die Bücher, und die jungen Münder wissen Wichtiges zu erzählen. Um die Ecke aber rast ein durchgehendes Gespann. Die Menschen schreien, die Kinder rennen, niemand wagt es, den Tieren in die Zügel zu fallen!

Dort aber geht einer, in dem der Bauer lebendig wird. Rudolf Korn springt vor, fällt dem Handpferd in die Zügel, reißt, ruft, läßt sich schleifen, gibt nicht nach. Zitternd stehen die Gäule. Aus dem Wagen kommt eine matte Stimme: „Lieber Gott!" Eine Dame sitzt totenblaß in den Polstern.

Nun sind die Menschen zu Haufen da. Sie sehen in ein Paar weltferne Augen. Der sich über das Straßenpflaster schleifen ließ, löschte just in dem Augenblicke das grause Bild auf dem Grunde seiner Seele, da er zum Bauern ward, durch ein anderes, grün und bunt überblühtes. Nun ist das erste wieder da, und er findet sich nicht zurecht.

Hundertmal ist dem Kutscher geboten worden, die Pferde auszusträngen, wenn er zu rascher Besorgung in ein Geschäft tritt. Hundertmal hat er es nicht getan, und es ging gut. Heute scheuten die Pferde.

Rudolf Korn hört anerkennende Worte, sie gehen an ihm vorüber. Er beantwortet die Frage des Schutzmannes, ob er mit Pferden umzugehen wisse, mit ja, steigt auf den Bock, lenkt das Gespann in die Bergerstraße, fährt durch das Tor des schönen Hauses, ist eine halbe Stunde später Kutscher des Bankiers Werner.

Sich selber erwacht er erst, als er in der ihm zugewiesenen Stube auf dem Bette liegt und die Bäume vor seinem Fenster rauschen hört.

Da setzt er sich auf und horcht in sich hinein. War das alles oder träumte er? Es war. Glück und Not einander benachbart, Finsternis und Licht einander verschwistert. Und das Ganze: Leben!

Wieder schürzt er die Lippen. Lehrzeit! Vater, wenn du das wüßtest, würdest du noch immer nicht über einen Strohhalm hinwegkommen? Ein liebes Bild wacht auf, der Berteles Garten und das blondhaarige Mariele!

V.

Heinrich Korn hatte sich an dem Morgen, an dem er dem Sohne die Hand zum Abschied gegeben, nicht wieder niedergelegt, obwohl es nur eben zu dämmern begann, und keine Arbeit auf ihn lauerte. Mit der Heuernte wollte er noch acht Tage warten. So lief er ziellos über den Hof, durch den Garten, hinaus in die Felder. Es war reichlich Tau gefallen. Die Ähren hingen schwer an den Halmen, in den Glockenblumen glänzten die klaren Tropfen. Die erste Lerche rüttelte das Gefieder, trippelte vor dem wandernden Manne über den Wiesenweg, jubelte ein paar melodische Töne und stieg dann an ihres Liedes Leiter zum Himmel hinauf, gerade der Sonne entgegen. Langsam erhob sich die glühende Scheibe aus den Wäldern im Osten. Sie sah — Rudolf. Der konnte jetzt im „Langen Holze" auf Breitengrunder Flur sein.

Der alte Hohlöfner fuhr sich durch das dichte Haar. „Dunnerlichting, Dunnerlichting!" Wie soll das werden, wenn nun die Heuernte kommt! Und dann die Schnitternte! Hernach das Ackern!

Und doch war es nicht die Arbeit, vor der es ihn leise gruselte. Der Sohn fehlte ihm. Hatte er auch nie viel Wesen um ihn gemacht, war er sogar kürzer und herber gewesen, als es nötig, und, vielleicht, recht war, er hatte sich doch immer des stillen, zuverlässigen Menschen gefreut. Im Morgenwandern hörte er die Klänge, die von Seele zu Seele gegangen waren, und nun würde der Klang irre gehen. Er, der Bauer, würde ins Leere fragen, und Rudolf — — vielleicht fragte er überhaupt nicht. Lüg nit, er fragt, — und — du wirst ihm anworten. Und wenn du selber fragst, wirst du auch nicht ohne Antwort bleiben. Da drüben liegt die Stadt, dort hinter Wäldern und Bergen. Du siehst nichts von ihr, aber was macht das aus? Siehst vom Herrgott noch weniger und verständigst dich doch mit ihm.

Aber hart ist es, daß eure Gedanken einen so weiten Weg zu machen haben, und es müßte nicht sein, wärst du nicht ein so querköpfiger Vater.

„Ist ein Übergang", sang die Lerche.

„Soll ein Übergang sein und soll nit lange dauern", antwortete der Mann. Die Furchen, die ihm das Grübeln durch die Stirn gezogen, glätteten sich, die Augen, die gewohnt waren, das Nahe und das Ferne gleichzeitig mit raschem Blick einzufangen, wurden wieder blank, der Mund spitzte sich zum Pfeifen. Er sollte der Hohlöfner sein und nicht auch dabei einen Spaß auflesen können? Wie sie ihn im Dorfe ansehen, wie sie auf den Busch klopfen werden! Er wird sie alle hinter die Fichte führen. Wer meint, ein verdrossenes Gesicht bei ihm zu sehen, der soll sich irren.

Was er ihnen sagen wird? Ei nun, er wird den klugen Mann und Vater spielen. Warum der Rudolf davongelaufen sei? Wer das Wort: Davongelaufen braucht, der soll's mit ihm zu tun kriegen. Der Einzige vom Hohlofenhofe läuft nicht davon wie ein Vagabund, der geht für einige Zeit aus dem Vaterhause, um — zu lernen, seinen Gesichtskreis zu erweitern. So wird er sagen. Und er wird sagen, das sei längst unter ihnen ausgemacht gewesen, nur über

die Zeit sei man sich noch nicht einig gewesen. Mit dem Verteles Mariele und der Fünftausend-Taler-Wette habe das gar nichts zu tun, auch nicht einen Deut.

Rudolf habe immer auf die Schule gewollt. Was seien Schulen! Das Leben sei die richtige Schule.

So wird der Hohlöfner sagen und dabei ein Gesicht machen, daß nicht einmal der Ender auf einen anderen Gedanken kommen soll.

Aber — — die fünftausend Taler muß das Mädel in die Hand kriegen, und das muß klug angefangen werden.

Der Hohlöfner lächelt. Darum ist ihm am wenigsten bange. Und es müßte wunderlich zugehen, käme gerade dabei nicht mancher Spaß heraus.

Der Bauer drehte um, schlug einen Bogen, schritt den Hang hinab, zu sehen, wie das Gras auf den Bodenwiesen stünde, und atmete mit voller Brust den herben Duft der Wälder und Wiesen.

Im Bodenwege begegnete ihm der Ender, der mit seinen Kühen in die Mühle fuhr. Der Mann trug ein unfrohes Gesicht in den Morgen hinaus, und die Kühe waren, weiß Gott, die schlechtesten im ganzen Dorfe.

Heinrich Korn blieb am Wegrande stehen und schüttelte den Kopf. Ender grüßte knurrend und kurz.

„Morgen", erwiderte der Hohlöfner, „fahr stad, Nachbar, wirst sachte andre Kühe einstellen müssen."

„Mach's, wenn du Geld hast."

„Fehlt's denn gar so sehr?"

„Frag nit so daher. Hab, dächte ich, Unglück genug gehabt."

„Wird auch wieder besser. Wird mir in den kommenden Zeiten auch nit ganz leicht werden."

Ender horchte auf. „Dir? Möchte wissen warum."

Heinrich Korn wies nach Osten. „Da geht jetzt mein Junge."

Ender riß die Augen auf. „Dein — Rudolf?"

„Derselbige. Ist heute in die Stadt gegangen."

„Was will er da?"

„Ich hab ihn fortgeschickt."

„Dem Mariele wegen?"

„Das hat mit dem Mariele nix zu tun. Das war lange ausgemacht. Er soll sehen, wie's andre treiben."

„Was geht das den Bauern an?"

Und der Hohlöfner in gemachtem Zorn: „Das ist's ja eben, daß jeder tut, als ginge ihn der andere nix an. Guckt jeder bloß auf seinen Misthaufen. Solche Leute kann die heutige Zeit nit brauchen. Schmeißt einer immer dem anderen an den Kopf, wie gut es ihm ginge, und weiß keiner wirklich vom anderen, wo den der Schuh drückt. So kommen wir nit zusammen. Heute nit und niemals. Meinst du, es wäre mir leicht gefallen, den Rudolf jetzt zu entbehren? Aber ich tu's. Er soll hinaus unter fremde Leute. Gerade wem's der Herrgott so kommod gemacht hat, der soll sehen, wie sauer es dem andern wird. Erben ist kein Kunststück. Aber das ist ein Kunststück, das, was einer erbt, zu begreifen. Hab mein Lebtag den Bauern nit gemocht, der großartig Viere lang gefahren ist, und der auf dem Bocke gesessen hat, als müsse selber der Herrgott den Hut vor ihm ziehen. Kann die Hauswürste nit leiden. — Ich bin der erste in Schönbach, mein Junge soll's wieder werden, aber nit, weil er mich beerbt und weil er unser Einziger ist, sondern weil er sich hat die Nase putzen lassen und nit beiseite guckt, wenn ein armer Teufel mit dem Hundewagen daherkommt. Paßt gut, daß ich grade dir das sagen kann, Ender. Nun weißt du Bescheid. Mach damit was du willst."

„Mußt du mir gleich den Morgen verderben, Hohlöfner?"

„Hab ich nit gewollt und habe ich nit gemacht. Deinem Gesicht nach hast du gar nix von dem schönen Morgen gesehen. Nun mach die Augen auf, guck über dich, nit immer bloß auf die Steine im Wege. Hätt'st mich um ein Haar nit gesehen, und ich bin lang und breit genug. — Grade dir hab' ich's sagen wollen, daß du siehst, daß der Hohlöfner ein Mensch ist, der was verlangt und der auch — was geben kann. Fahr zu, Nachbar."

Die Kühe zogen an, Heinrich Korn schlenderte seines Weges weiter und pfiff leise vor sich hin.

Daheim traf er seine Frau am Frühstückstische. Sie empfing ihn mit ernstem Gesicht, er setzte sich mit ernstem Gesicht ihr gegenüber. Schweigend tranken sie ihren Kaffee. Als sich die Bäuerin erheben wollte, langte der Mann über den Tisch und nahm ihre Hand.

„So geht das nit, Mutter."

Die zuckte die Achseln. „Wirst dich daran gewöhnen müssen."

Rascher Zorn wollte in dem Manne auflodern. Er atmete ein paarmal langsam und tief.

„Mutter, so geht das nit, sag ich, und so darf das nit werden! Das geht mir gegen den Strich."

„Hast ja auch nit gefragt, ob mir das andere nit gegen den Strich war!"

„Kreizdeibel, ist mir auch nit nach der Mütze, aber . . ."

„Du bist der Hohlöfner."

Das besänftigte den Mann. Es wetterleuchtete noch in seinem Gesicht, aber die Gutmütigkeit siegte. Er suchte nach der richtigen Maske, kniff das linke Auge halb zu und dozierte, was er auf dem Bodenwege dem Ender gesagt.

Seine Frau sah ihn halb lächelnd, halb ärgerlich an. „Kannst gut Theater spielen. Mir spielst du nix vor. Ich kenne meinen Hohlöfner besser wie er sich selber kennt."

Da lachte Heinrich Korn.

„Brauchst nit zu lachen, wo der Rudolf jetzt . . . Wer weiß, wo er gerade steckt." Die Frau hob den Schürzenzipfel, als wolle sie eine rasche Träne trocknen und schwieg einen Augenblick. „Hast dein Fleisch und Blut aus dem Hause gejagt. Daran ändern deine Faxen nix. Magst anderen weismachen, was du mir einlöffeln wolltest. Es hört sich gut an, ist aber nit ehrlich von dir."

„Bist du noch nit fertig, Mutter? Ich dächte, es langte für den Anfang."

„Halt still, alter Hitzkopf. Das mußt du dir gefallen lassen, und dann — wollen wir sehen, wie wir zurecht kommen. Bist auf denselben Trichter gekommen, auf den ich auch gekommen war, aber ich kam von der andern Seite her, mach keine Faxen und will den Leuten nix weismachen. Die Zeit wird dem Rudolf nit schaden, und vor dem Dorfe wirst du ja mit deinen Flausen zurechtkommen, so daß du nit Schaden leidest. Das aber sage ich dir: Ich gehe den Rudolf auf Schritt und Tritt irre."

„Ich auch, Mutter. Hab's gar nit gedacht."

„Aber ich hab's gedacht für dich. Und jetzt lernst du deinen Jungen erst kennen, weißt jetzt erst, was du an ihm hast. Er ist die Schlafmütze nit, für die du ihn gehalten hast, ist anders wie du, aber nit weniger wert. Ein anderer wär nit so gegangen, wie er. Beide Hände hält er über dich. Nun halt du sie auch über ihn und — über das Mariele. Das verlang ich; denn ich bin die Mutter."

Heinrich Korn sah seinem Weibe in das Gesicht, und ein Funke der alten Schelmerei glomm in seinen Augen auf.

„Nun bist du wirklich fertig, Mutter?"

„Für's erste ja."

Da ward der Bauer ernst. „Nit für's erste, für immer. So darfst du nit wieder reden. Das vertrag ich nit oft."

Und noch ernster: „Hast recht, Mutter, hast völlig recht. Die Hand drüber halten. Das Mariele aber bleibt aus dem Spiele. Daß sie auf den Hof kommt, will niemand lieber als ich, aber — ich bin der Hohlöfner. Langsam, Mutter, keine Dummheiten."

„Du willst so tun, als gehöre das Mariele nit zu uns?"

„Ich denk nit dran. Grad erst recht soll sie zu uns gehören."

„Mein ich auch."

„Aber du kannst dem Dorfe nit von heut zu morgen weismachen, daß sie die fünftausend Taler beieinander hätte. Das muß Zeit haben."

„Wie willst du das überhaupt anfangen?"

„Das laß meine Sorge sein."

„Die Dummheiten, die ich nit machen soll, die willst du selber machen?"

Da ging die helle Freude wieder über des Mannes Gesicht.

„Wenn's sein kann, ja, Mutter. Die Dummheiten behalt ich mir vor. Ich bin der Hohlöfner."

Sie hatten sich beide erhoben und standen voreinander. Heinrich Korn nahm seine rundliche Frau in die starken Arme und klopfte ihr den Rücken.

„Wir sind alleweil einig gewesen, Mutter, und wollen es auch jetzt sein."

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Schwedenfahrt.

Tagebuchblätter einer Sommerreise
von M. H.

(3. Fortsetzung).

Uppsala.

Auf ältestem Boden schwedischer Geschichte liegt Uppsala. Auf den Hügeln im Westen der Stadt erhebt sich das Schloß Gustav Vasas, des großen Königs, dem Schweden so unendlich viel zu danken hat. In einem der runden Türme, die die noch heute bestehende Hauptfront des Schlosses flankieren, befindet sich der Saal, in dem der Landes-Thing, die Ratsversammlung, tagt. Von einem der Fenster hat man einen herrlichen Blick über die Stadt, den Dom und die Universitätsgebäude. Von der Ferne grüßt über Baumgruppen der schwarze Glockenturm der ältesten christlichen Kirche Schwedens, der kleinen Feldsteinkirche aus Alt-Uppsala.

Hinter dem Schlosse steht auf einer Anhöhe ein kleines Gerüst, ein Glockenstuhl. Hier hängt die sogenannte Christinen-Glocke. Christine war die Tochter Gustav Adolfs II., des heftigen Streiters für den Protestantismus. Seine Tochter, der nach Gustav Adolfs Tod der Thron zugefallen war, verzichtete jedoch auf die Königswürde, ging nach Rom und wurde katholisch. Auch die Töchter jener Zeiten hatten bereits ihre eigenen Ansichten und ihren eigenen Kopf.

Von dem Schloßhof führt eine breite Straße zu dem Domviertel: Der mächtige Bau mit den 119 Meter hohen spitzen Türmen ragt aus der Unzahl der ihn umgebenden kleinen Gebäude weithin sichtbar hervor. Es ist die größte Kirche Skandinaviens und wurde 1260 von dem französischen Baumeister E. de Bonneuil begonnen. Vollendet war der Bau erst im Jahre 1435. Nach einer Feuersbrunst zu Beginn des 18. Jahrhunderts wurde die Domkirche stark beschädigt und mußte in den Jahren von 1886—1893 gründlich wieder hergestellt werden.

Hier in der majestätischen Stille dieses Domes haben Gustav Vasa und seine Frauen ihre Ruhestätte gefunden. Große Freskengemälde, Szenen aus der Geschichte Gustav Vasas darstellend, schmücken die Grabkapelle. Hier ruhen auch Swedenborg und Linné, der „König der Pflanzen“, wie man ihn nennt. Er hat in Uppsala gewirkt und in der Nähe der Stadt befindet sich auch sein Landsitz Hammarby.

Das Beieinander von Grüften aus Schwedens Geschichte und Schwedens Wissenschaft in den Kirchen ist ebenso auffallend wie typisch. In den älteren Grüften liegen Könige, Krieger und Staatsmänner, in den jüngeren Wissenschaftler. Der Name Schwedens ist ja in dem letzten Jahrhundert hauptsächlich durch Männer der Wissenschaft in der Welt berühmt geworden.

Das Zentrum der Wissenschaft dieses Landes ist Uppsala. Seine Universität wurde 1477 gegründet und von Gustav Adolf II. mit seinen Gütern beschenkt. Die Bibliothek hat etwa 400 000 Bände und 15 000 Handschriften. Hier befindet sich auch der „Codex argenteus“, die Bibelübersetzung des Ulfilas. Dieser größte Schatz der Bibliothek wird leider nicht mehr gezeigt.

Wer Uppsala gesehen hat, der will auch Alt-Uppsala kennen lernen. In Gamla (Alt-) Uppsala stand einst der große Heidentempel, der lange Jahre hindurch dem Christentum getrotzt hat. Hier war die heidnische Kultstätte, aber auch das große nationale Zentrum des alten Schweden. Hier fanden sich die Stämme zusammen, um Gericht zu halten oder über Krieg und Frieden zu beraten. Von diesem Hügel aus sollen Könige und Herzöge zu ihren Völkern gesprochen haben. Von weither mag man sie gesehen haben, denn dieser Königshügel, auf dem wir stehen, liegt inmitten einer weiten Ebene. Die Felder mögen Tausende von Kämpfern aufgenommen haben. Und jene drei großen Hügel dort, die sich aneinanderreihen, sind Grabhügel treuer Mannen. Der Boden, auf dem wir stehen, ist blutgetränkt, ist historischer Boden.

Wo einst der Heidentempel stand, steht heute noch Schwedens älteste Kirche. Ein Bau aus Feldsteinen aus dem 11. Jahrhundert. Es ist ein kleiner, aber interessanter Bau. Da sieht man einen Brautstuhl, der schon acht Jahrhunderte alt sein soll, einen holzgeschnitzten Christus, der ebenfalls aus dem 12. Jahrhundert stammt, einen ausgehöhlten Baumstumpf, der im 11. Jahrhundert als Opferstock diente. Ferner ist da die erste schwedische Bibel, die sogenannte Gustav Vasa-Bibel. Der geschnitzte Altar stammt aus dem 14. und der Glockenturm aus dem 15. Jahrhundert.

Hier in dieser einfachen kleinen Kirche mit den mehrere Jahrhundert alten verblaßten Fresken ruhen auch der Heilige Erich und Celsius — der schwedische Held und Nationalheilige und der schwedische Wissenschaftler. — — —

Auf einer Bank in der grünen Stille eines alten Friedhofes sitzt man dann, sein Reisetagebuch auf den Knien. Die Füllfeder gleitet weich über das Papier, um Eindrücke, Erinnerungen und Erlebtes festzuhalten. Mitten im Herzen des Heidentums, wo es seine Kultstätte und seinen Nährquell hatte, haben tapfere Männer, denen der Glaube an eine Idee mehr bedeutete als geruhsames Leben in den alten Bahnen des Heidentums, Männer, die sich für die hohen sittlichen Ziele der christlichen Lehre opferten, diese kleine Kirche hier aus Feldsteinen erbaut. Der Sieg war, er mußte auf ihrer Seite sein, denn sie verfochten die moralisch höheren Ziele.

Der große Heidentempel ist verfallen. Die kleine Kirche steht. Und beim Schreiben zieht man Parallelen zwischen Ereignissen der Vergangenheit und der Gegenwart, Parallelen, die lehrreich sind und ermutigen. Die Leute haben schon recht, denkt man abschließend, die da behaupten, daß der Glaube nötig sei, der Glaube an seine Idee und sich selbst, wenn man diese Ideen in die Tat umsetzen will.

Dann schraubt man seinen Mont Blanc zu, klemmt das Tagebuch unter den linken, seine Frau unter den rechten Arm, steckt die Hände in die Hosentaschen, verläßt den stillen Friedhof mit einem frohen Lächeln, durch das man der Welt ihre Schönheit quittiert, steigt über die Gräberhügel der Heiden seinem nächsten Reiseziele zu, ohne zu ahnen, daß man noch ein ganz anderes Lachen zur Verfügung wird haben müssen, denn solch eine Reise nach Dalarna hinein ist wie die Welt im Frühling: Sie wird schöner mit jedem Tag.

(Fortsetzung folgt.)

Goldtopase von Colombo.

Skizze von Peter Mattheus.

„Nie könnte mir so etwas passieren!“ sagte Mynheer Cornelis. Er ruhte in einem sanft wiegenden Deckstuhl und blickte über die Reling hinaus auf die See.

George Price lächelte. „So ähnlich habe ich mich auch ausgedrückt, als ich zum ersten Male diese Reise machte“, sagte er bedächtig. „Auch ich wollte nicht so recht an die Gerissenheit der colombischen Händler glauben. Inzwischen habe ich jedoch dreimal hintereinander beträchtliche Summen für ganz wertlose Glassplitter bezahlt.“ Er hob resigniert die Schultern. „Ich kaufe bestimmt keine Topase mehr in Colombo. Ich bin nicht klug genug dazu.“

„Aber gerade bei Topasen gibt es ein so einfaches Mittel, die Echtheit festzustellen“, wandte Mynheer Cornelis ein. „Wenn man einen echten Topas mit der Schliffseite an eine Glasscheibe drückt . . .“

„. . . so bleibt er kleben wie angebackt“, vollendete Price nickend. „Weiß ich, Mynheer, weiß ich selbstverständlich.“ Er wippte seinen langen Körper vergnügt nach vorn. „Alle meine hübschen Topase klebten wie Gift — solange der Händler in der Nähe war. Erst wenn der gelbe Spitzbube das Schiff verlassen hatte, erwiesen sie sich allemal als Schund. Fingerfertigkeit, vermute ich.“

„Ja — man muß eben aufpassen“, meinte der Holländer etwas großspurig.

„Das muß man!“ lachte Price. „Nun, in zwei Stunden sind wir in Colombo. Dort können Sie ja Ihr Glück versuchen.“

Er stand auf, schlenderte gemächlich über das Deck und verschwand hinter dem Kartenhaus. Mynheer Cornelis blickte ihm ziemlich geringschätzig nach. — —

Ein Schwarm von leichten, schlanken Booten schoß auf den Riesendampfer zu, als er den Ankergrund vor Colombo erreichte. Im Handumdrehen verwandelte sich das Promenadendeck in einen orientalischen Marktplatz, auf dem ein

buntes Völkergemisch ein nicht weniger buntes Warengemisch feilhielt und die Passagiere zum Kauf anreizte.

Auch Mynheer Cornelis wanderte auf der Jagd nach einem Goldtopas von einer Gruppe zur andern. Ein paarmal versuchte ein baumlanger Hindu, ihm einen kleinen, minderwertigen Stein aufzuschwatzen; aber Mynheer Cornelis schüttelte hartnäckig den Kopf. Endlich raunte ihm der Inder beschwörend das Wort „Kabine" ins Ohr.

Der Holländer überlegte einen Augenblick. Dann sagte er leichthin: „Warum nicht?" Er drehte sich um und führte den Mann in seine Kabine hinunter.

Mit drei Schritten war der Hindu am Bullauge und spähte argwöhnisch hinaus; dann zog er hastig die Gardine vor. Mynheer Cornelis amüsierte sich köstlich über die Heimlichtuerei und drehte gelassen das Deckenlicht an. Im nächsten Augenblick griff der Hindu in eine der vielen Falten seines Gürtels und streckte ihm einen herrlichen, großen Goldtopas hin.

Bei aller Selbstbeherrschung gelang es dem Holländer nicht ganz, sein Entzücken zu verbergen. Er nahm den Topas in die Hand und betrachtete ihn genau. Dann machte er die Probe. Er drückte ihn mit der größten Schliffseite fest gegen den Spiegel und zog die Hand rasch zurück. Der Stein blieb für einige Sekunden wie angeleimt auf der glatten Fläche haften.

„Es ist gut", sagte Mynheer Cornelis mit einem Anflug von Heiserkeit in der Stimme. „Wieviel?"

Die übertrieben hohe Summe, die der Hindu forderte, entlockte ihm nur ein kühles Lächeln. Auch er verstand die Kunst des Bluffens. Er machte ein Gegenangebot, und nach endlosem Handeln erstand er den Stein zu einem ganz vernünftigen Preis.

Während er seine Brieftasche hervorzog, beobachtete er, wie der Hindu den Topas noch einmal in die Hand nahm und mit spitzen Fingern wieder auf den Tisch zurücklegte. „Halt!" sagte er rauh und schob den Hindu beiseite. Mit zusammengepreßten Lippen machte er die Probe noch einmal; aber auch diesmal haftete der Stein am Glas. Der Inder lächelte nachsichtig.

Mynheer Cornelis fühlte, daß er nervös wurde. Er zählte das Geld auf den Tisch und ließ den Mann nicht mehr aus den Augen. Nur einmal mußte er sich für einen Moment bücken, um eine zu Boden flatternde Banknote zu haschen. Dann schob er den Hindu zur Tür hinaus und schloß den Topas nach einem letzten prüfenden Blick in den Koffer. Als er wieder an Deck kam, war der Inder verschwunden.

Gegen Abend wanderte Mynheer Cornelis friedlich mit einer Zigarre zwischen den Zähnen auf Deck umher. In der Nähe des Kartenhauses stieß er auf eine Gruppe von Bekannten.

„Hallo, Mynheer!" begrüßte ihn George Price. „Herr Becce erzählt mir eben, daß er einen Topas gekauft hat. Haben Sie auch einen erstanden?"

„Einen besonders schönen sogar", nickte der Holländer. „Und er ist bestimmt echt", fügte er selbstbewußt hinzu.

Inzwischen hatte der kleine, elegante Herr Becce den Stein aus der Tasche gezogen und ließ ihn herumgehen. Als Price ihn in die Hand bekam, warf er nur einen kurzen Blick darauf; dann stand er auf und trat an die Wand des Kartenhauses. Dreimal drückte er den Topas an die Scheibe, und dreimal fiel er ab wie ein Stück Blei. „Glas!" sagte er achselzuckend.

„Unmöglich!" ereiferte sich Herr Becce. „Ich habe selbst die Probe mit dem Stein gemacht und den Händler nachher nicht mehr aus den Augen gelassen."

George Price zuckte noch einmal die Achseln und gab ihm den Stein zurück. „Vielleicht irre ich mich", sagte er; „immerhin — an Ihrer Stelle würde ich die Belastungsprobe machen. Ein Topas ist so hart, daß er das dreifache Gewicht eines Menschen erträgt."

Herr Becce zögerte einen Augenblick und legte den Stein dann auf den Boden. Ein leises Knirschen wurde hörbar. Als er den Fuß zurückbog, hatte sich der Topas in ein Häufchen Splitter verwandelt.

„Glas!" wiederholte Price. Mynheer Cornelis schmunzelte breit.

„Das verstehe ich nicht", sagte Herr Becce kopfschüttelnd. „Ich habe ganz besonders scharf aufgepaßt, schon weil der Mann so geheimnisvolle Mätzchen machte. Er verhängte als erstes mein Kabinenfenster, nachdem er mich vorher beschworen hatte, ihn hinunterzuführen. Und dann . . ."

„Waaas . . ?" unterbrach ihn Mynheer Cornelis, dessen Gesicht plötzlich einen sonderbar gespannten Ausdruck zeigte. „War es ein Hindu? Ein baumlanger Kerl?"

George Price drehte sich schnell um und blickte ihn aufmerksam an. „Haben Sie Ihren Stein bei sich?" fragte er.

Der Holländer machte wortlos kehrt und stürmte auf die Kabinentreppe zu. Als er schnaufend wieder auftauchte, hielt er seinen Topas in der Hand. Ein paarmal drückte er ihn ohne Erfolg an das Fenster des Kartenhauses; dann warf er ihn mit einem Fluch zu Boden und trat mit dem Absatz darauf. Knirschend brach der Stein in Splitter.

„Ich lasse ihn einsperren, den Schurken!" brüllte Mynheer Cornelis außer sich vor Wut und schüttelte die Fäuste.

George Price klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter: „Ich hoffe, Sie haben seine Anschrift", sagte er sanft.

Sommerbild

Von Friedrich Hebbel.

Ich sah des Sommers letzte Rose stehn,
Sie war, als ob sie bluten könne, rot;
Da sprach ich schauernd im Vorübergehn,
„So weit im Leben ist zu nah' am Tod!"

Es regte sich kein Hauch am heißen Tag,
Nur leise strich ein weißer Schmetterling;
Doch ob auch kaum die Luft sein Flügelschlag
Bewegte, sie empfand es und verging.



Bunte Chronik



* **Eine zweite Helen Keller.** Miß Helen Day erhielt soeben von der Newyorker Blindengesellschaft den ersten Preis für das beste Gedicht in einem Preisausschreiben der Blindenzeitung „Lighthouse Gleams". Miß Day, eine zweite Helen Keller, war als Kind lahm, und Auge und Gehör waren sehr schlecht. Im Alter von 12 Jahren wurde sie von ihrer Lahmheit geheilt, verlor aber ihr Augenlicht und das Gehör. Mit unglaublicher Willenskraft erzog sie sich selbst so weit, daß sie ihren eigenen Haushalt führen kann. Sie kocht, wäscht und bügelt, macht die Betten, fegt die Fußböden und legt ohne Hilfe Gardinen auf. Obgleich Miß Day sich nur mit Hilfe eines elektrischen Apparates unterhalten kann, hat sie ein College besucht und studiert. Sie ist Chefredakteurin einer Blindenzeitung für Knaben und Mädchen, die über die ganze Welt verbreitet ist. Als sie noch studierte, verfaßte sie eine Geschichte der englischen Literatur, die in Blindenschrift erschienen ist. Den Weg vom Hause zur Universität legte sie ohne Führer zurück und für ihre Collegeberichte benutzte sie eine Schreibmaschine. Ihr Wissensdurst ist so groß, daß sie noch mehrere fremde Sprachen lernte, da die englischen und amerikanischen Bücher ihrem Lesehunger nicht genügten.

*

* **Welches ist das längste Tier?** Auf die Frage, welches das längste Tier sei, werden die meisten Laien die Antwort geben „ein Wal". Sie werden sich aber dabei gründlich irren. Den Rekord der Länge für ein Tier schlägt ein Seetier, das man an der englischen Küste findet. Sein lateinischer Name ist: lineus marinus. Das Tier lebt an der Meeresküste unter Steinen versteckt und sieht aus wie ein riesiges zusammengebundenes Schnürsenkelband. Wegen seiner unglaublichen Länge kann es sich nur sehr schwer auseinanderwickeln und lebt stets in zusammengeknäulter Form. Zoologen behaupten, daß der lineus marinus die ungeheure Länge von 100 englischen Fuß erreicht.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.